



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

(Schluß)

Das Wieschen war nicht tot. Für die, die vom einen Leben ausscheiden, geht das andere, das rechte Leben erst an. Man sagt es — glaubt es — vielen ist es nicht gewiß. Wieschen war gläubig. Ihr stiller starker Glaube an ihr neues Leben gab ihr die Kraft, mit festen Schritten ihre leere Kammer zu durchmessen. Sie wischte den Staub von der Fußleiste, wo die Kommode gestanden hatte und sah sich um, ob sie nichts vergessen hatte, um Ordnung zurück zu lassen, wenn sie morgen ging. Und sie lächelte, als sie das Geranium fand.

Sie nahm es auf die Hand und trug es in die Gärtnerei hinunter, wo der Florentin bei seiner Arbeit war. Sie kam auf diesem Wege an der Aschengrube vorbei, ein zerbrochenes Blumenglas war jüngst hinein gebracht, ein paar Scherben waren vorbei getroffen, und Wieschen rührte mit dem Fuß daran. Sie nahm sie auf und legte sie so, als wolle sie die Form des Glases noch mal zusammen bringen, stieß sie aber wieder auseinander und ging mit gehobenem Kopf in die Gärtnerei.

Als der Florentin sie sah, fragte er mürrisch: „Was soll's noch sein?“ Er dehnte die Glieder, als habe die Last der Kommode ihn gedrückt und er fränke noch daran. Seine Stimmung war verdrießlich, und er fragte wie eben: „Was soll's mit der Gratulationsblume auf einen Tag wie heute?“

„Damit soll es nichts,“ antwortete Wieschen ruhig. „Ich wollte sie dir bloß heimbringen, darum komme ich eben.“ Sie bedachte sich. „Ich komme auch, um dir Lebewohl zu sagen, Florin.“

„Die Blume ist nicht meine, ich habe die weißen nicht,“ redete er verdreht.

„Sie ist doch deine,“ sagte Wieschen bestimmt, und ihr Gesicht leuchtete. „Hast dich eben erkannt in der Blume, es ist nicht schlimm darum, es kann doch immer kommen, daß man sich in was erkennt. Hast mir das Geranium geschenkt zu Sommers Anfang — wann ist es gewesen? Weißt es noch? Nicht einmal lange ist her damit. Was geht auch die Zeit! Aber das Geranium hat nicht rot blühen können, wenn's dir auch lieber gewesen wäre, weil du das Rote gern hast. Es hat nichts anderes aus ihm heraus können, als was in ihm gewesen ist.“

Grenzboten III 1912

„Es ist aber nicht wahr, ich verkenne mich nicht,“ sagte der Florentin eigenfinnig.

„Man kann sich doch täuschen, Florin. Zuletzt ist es mit uns zweien auch nicht anders gewesen wie mit dem Geranium, haben uns verkannt ineinander.“ Sie lächelte immer wie glücklich und gab die Blume in seine Hand. Er nahm sie nur zögernd, aber als er sie hielt und ansah, war ihm, er sähe dem Wieschen in das Gesicht, fände Altgekanntes wieder, und er wandelte sich innen und blickte anders als eben zu dem Mädchen auf.

Wieschen stand nahe dem Laubenausgang und blickte in die Gärtnerei. Das Landschaftsstück, das der türähnliche Eingang mit seinem Laub umrandet hatte, stand in der herbstlichen Verödung wie ein ausgerahmtes Bild. Draußen flog ein Vogel über den Garten, es war abendlich still, und die einsamen Lockrufe des Vogels oben in den Hecken, wo zur Sommerzeit sein Nest gewesen war, tönnten wie ein Ruf nach Verlorenem. Der Florentin in aller Unsicherheit fing von alten Geschichten an zu sprechen, von dem, was zwischen ihm und dem Wieschen je gewesen war.

Wieschen, als sie den Burschen reden hörte, zuckte zusammen, ihr war, sie müsse sich ihm entgegenstürzen, seine Worte aufhalten und aufschreien: warum trittst du auf Scherben?

Der Florentin redete dennoch, als wolle er Zerbrochenes wieder heil machen. Ihm war selbst dabei, als erkennte er erst jetzt das Wieschen und sähe den Irrtum, den er an ihr begangen, zu Unrecht ein. Wenn es nun wäre, daß sie sich noch fänden — er wolle sie heiliger halten als Altarblumen, sagte er. Er bedachte sich, faßte sie jäh an und schüttelte sie am Arm. „Wenn es anginge mit uns, jetzt noch — ich könnte die Regine abfinden — wenn es — nötig wäre —“

Das Mädchen stand so starr unter seinen Händen, daß dem Kley unheimlich wurde bei ihrer Stille und er ihren Arm von selbst frei gab. Sie legte diesen selben Arm über die Stirn und sagte langsam, als würde ihr bei den einzelnen Worten erst die Erkenntnis klar: „Das ist das Gemeinste, was du je von mir gewollt hast.“

Sie wandte sich ab, als brächen ihr Tränen aus, stützte die Hände wie kraftlos auf den Tisch und starrte vor sich hin. Das Gemeine kam ihr so, daß sie nicht wußte, wie sie sich davor schützen sollte. Kein Zweifel, keine Versuchung klopfte bei ihr an, nur das Erbärmliche stand vor ihr, größer als sie es fassen konnte. Dann fuhr sie auf, als hätte sie sich vor Ekel geschüttelt.

„Du bist nicht wert,“ sagte sie, „du bist nicht wert —“ sie fand vor der Größe des Gemeinen keinen Vergleich niedrig genug, ihr Blick fiel auf das Geranium, die Erregung raubte ihr die klare Überlegung ihrer Handlung. Sie ergriff die Blume, verknickte sie, schleuderte den Topf an die Erde, wo er zersprang und sagte: „Du bist nicht wert, daß noch eine reine weiße Blume in deinem Garten steht.“

Sie lachte hell auf in lauter Verwirrung. Wie sie ihn aber sah in der halben Dämmerung der Abendstunde, undeutlich, ungewiß, wie sie ihn da erkannte, daß seine Erbärmlichkeit mehr Schwäche als gemeine Sünde war, wie sie in eben der Haltung, die nicht wohin mit sich selber wußte, den Florentin erkannte, denselben, den sie geliebt hatte und immer liebte, da fiel sie auf die Bank, barg den Kopf in den Armen auf dem Tisch und hielt ihr Weinen nicht mehr auf.

„Ich habe es so nicht gemeint,“ sagte der Florentin jetzt. „Ich wollte dir nichts damit antun. Ich wußte nur nicht aus und ein mit mir selbst, darum sagte ich es.“ Er zupfte sie scheu am Ärmel. „Komm,“ drängte er, als fürchte er, die Tränen schwemmen sie weg. Er ging in die Knie und suchte die Scherben des Blumentopfes und die verknickte Blume auf.

„Laß doch,“ sagte sie, „damit ist es nun auch vorbei wie mit allem anderen.“

Sie mußte zu ihm niedersehen, weil er in den Knien lag. „Wie kann er was Festes im Kopf haben, wenn sein Kopf außen so weich ist,“ dachte sie. Warum hatte sie sich von ihrer Erregung hinreißen lassen? Mußte sie ihn nicht verstehen und kennen, wie er war? Er band Blumen an kleinen Blumenstäben auf, um ihnen Halt zu geben, das konnte er, das war sein Arbeiten, dabei hatte er selber keinen Halt. Während andere Burschen an Knotenstöcken gingen, trieb er es mit Blumenstäben. Das war's! Er hatte sie nicht beleidigen wollen, jetzt nicht und nie! Sieh, wie gut er war! Er bückte sich über das verknickte Geranium, als wäre das für den Augenblick die größte Sorge. Wie in aller Welt sollte sie den Blick ertragen, mit dem er sie jetzt ansah! Sie streckte die Hand aus und strich ihm über das Haar; die feinen goldenen Fäden, in denen eine laue weiche Wärme war, glitten ihr durch die kühlen Finger; so mögen Sonnenstrahlen, wenn die Sonne scheidet, durch die Zweige von Bäumen spielen. Es ist eine sachte Vermählung von Wärme und Kühle um die Stunde solchen Scheidens.

Er stand dann auf, wie sie es ihm vormachte und es auch von ihm forderte. Sie schluckte noch mal und überwand damit alles Weinen und sich selbst. In dem Aufstrecken ihrer Gestalt fand sie ihre Sicherheit wieder. Dann gab sie ihm die Hand hin und sagte: „Wir müssen uns trennen — Florin — diesesmal um — der Regine willen. Ich will aber an dich denken Zeit meines Lebens. Nicht mit Greinen. Wenn ich arbeite, Florin, wenn ich gesund und stark werde, will ich am meisten an dich denken, so, als könne ich dir dann was von mir mitgeben.“

Er nahm und ließ ihre Hand. Er fühlte noch einmal die Kraft ihres Händedruckes, aber ihm war unheimlich vor ihrer Überstärke.

Wieschen hatte andern Tages früh die Kammer schon zurecht, als bei den Rampen die Weckuhr abließ. Ihr Bett war rein überzogen für das neue Mädchen der Sette, welches heute zuing und noch so lange hier wohnen sollte

in Wieschens Stube, bis die Ramps bald ausräumen mußten in eine andere Behausung. Wieschen spülte mit dem Aufnehmer die Dielen naß und säuberte und wischte die Kammer, bis kein Stäubchen mehr lag. Als sie fertig war und eben den Schrubbeimer hinaus trug, kam Zette über den Flur, gesellte sich zu dem Mädchen und warf einen Blick in die Stube.

„Zettchen,“ sagte Wieschen, sich aufrichtend von ihrer Arbeit, den Rücken und die Gestalt aufstreckend. „Kann einer seine Kammer reiner halten, als ich es getan habe?“

Sie saßen dann noch einmal um den Tisch in der Küche und auf den Plätzen, die sie gewohnt waren, wo sie so hin gehörten, daß man sich nicht denken konnte, wie eines würde aufstehen und weggehen können. Sie saßen denn auch beisammen mit solchen Gesichtern, wie jeder einzelne seine Alltagsmiene zu tragen pflegte. Nur der Florentin war zerstreut und fuhr sich ein paarmal mit den gespreizten Fingern durch das Haar, so langsam und sinnend, als koste er mit den goldenen Fäden. Ihn hätte wunderbarlich geträumt in der Nacht, sagte er.

Wieschen zog ein Bastband, welches auf dem Tische lag, um den Finger, daß es sich ringelte, legte den Faden aber jäh und wie erschrocken aus der Hand, wie ihr einfiel, es habe nun ein Ende mit aller feinen und halb spielenden Blumenbinderei, wenn sie aus dem Garten des Florentin Kley in ein Bauernland zur ernststen und gesunden Arbeit trete.

Zette fragte und erinnerte damit an den Ausbruch: „Kommst einmal wieder her auf Besuch?“

„Ich glaube — nein,“ antwortete Wieschen. Sie stand auf, nahm ihr Tuch um und war fertig. Sie räumte noch in der Stube, schob die Stühle zurecht und riß das Kalenderblatt ab. Die Mutter Johanne gab ihr ein paar Brotscheiben mit Speck belegt und ein paar gute Worte mit auf den Weg, die so leise gesprochen, wie sie unbedeutend waren. Ehe noch das Wieschen fort war, ging sie auf die Tenne, wo die Ferkel grunzten und der Fütterung warteten. Sie hatte schon manch' einen aus dem Leben weggehen sehen und der Abschied, wie sie das Wieschen auch gern gemocht, hatte nicht so Ungeheuerliches für sie. Alte Leute stumpfen gegen das Scheiden ab wie alte Messer gegen das Schneiden.

Wieschen streckte einem wie dem andern die Hand hin und sagte das: „Adieu zusammen.“ Zette stichelte noch mal: ob der Kley das Mädchen nicht eine Strecke Weges hinunter bringen möge, bis zum Fuhrmann, wo sie auffäße?

Er könne nicht, antwortete der Kley. Er bekomme den Spann aufs Feld. Und er schob sich vor dem Wieschen her durch die Tür, unbeholfen, wie durch ein Drehkreuz.

Wieschen zögerte noch im Flur und wartete auf Zette, ihr war, es müsse noch ein letztes liebes Wort gesagt werden, ehe sie ging. Während sie wartete, stellte sie die Schelle über der Haustür wieder zurecht, die bis da vergessen war.

Dann kam Jette, zog mit dem Handrücken unter der Nase her, als schnupfte sie an einer Prieße und fühle ihr Brickeln im Kopf. Das Wort des Mädchens, die Absage eines nächsten Besuches, den sie aus mancherlei Neugier gern gesehen, hatte sie eben geärgert. „Gib einmal Acht,“ sagte sie, „beim Vorsteher Einhoff, da wartet was auf dich, kannst dir's ansehen und dich daran freuen.“

Wieschens Gesicht leuchtete auf. „Ich wußte, du hattest zuletzt noch was Liebes für mich,“ sagte sie dankbar.

Sie tat dann, als treibe sie das Erwarten zu eiligen Schritten an, während ihr die Schuhsohlen hängen bleiben wollten an der Scholle, welche sie lieb hatte. So schritt sie laut und mutig den gepflasterten Pfad vom Hause zum Tor; hier und da lag vom Wege daneben Sand auf den Steinen, und wenn sie dahin trat auf die trockenen, braungelben Körner, war's als schrien sie auf, als schreie die Heimaterde die Menschen an um das, was sie einem einzelnen Verwaisten taten.

Als Wieschen dann neben dem Fuhrmann und mit ihrer Kommode die Straße hinunter fuhr und am Einhofshof vorbeikam, fiel ihr Jettes letztes Wort ein, sie beugte sich vor und spähte hinüber. Da sah sie im Vorsteherkasten eine Schrift aushängen, sie mußte irgendwelche Hochzeiter angehen; denn es war nach Sitte ein Kranz aus Lannengrün mit bunten Papierscheifen und einzelnen roten und weißen gemachten Rosen darum getan; die Rosen waren in Form und Farbe ähnlich denen aus dem Garten des Florentin Kley. Wieschen zuckte zusammen, als hätte sie sich an einem Dorn gerissen. Warum hatte ihr Jette das noch antun müssen, zu sehen, wie der Florentin mit der Regine aushing? Keiner von Jettes heimlichen Nadelstichen waren so scharf hingehalten wie dieser Dorn.

Die Straße ging aus den Bergen nieder in die Ebene, und der Fuhrmann trieb den Gaul an. Es war dem Mädchen, als seien welche hinter ihr und vertrieben sie aus dem Dorf. Sie war wie ein junges, edles Wild, hinter dem die kläffenden und angeknüppelten Hunde sind, die es wohl hegen, ihm aber nicht beikommen können, und vor denen das fliehende Wild mit seinen ängstlichen Sprüngen am schönsten seine große Haltung zeigt.

Der dörfliche Fuhrmann war derselbe, welcher die Früchte und Blumen des Kley allwöchentlich in die Städte hinaus und zu Märkte brachte. Wieschen saß bei ihm und war selbst wie eine Blume, hervorgegangen aus jenem Garten und gezogen von der Hand desselben Gärtners, wenn sie dessen Pflege auch anders genossen hatte, so, als habe es einer herben Frostnacht gebraucht, die Wurzelart dieser seltenen Blume zu prüfen.

Sie fuhren in die Ebene hinaus. Es war ein heller Tag, und wenn man aus den Bergen kam, konnte man meinen, die Sonne wolle alle ihre Liebe zumeist über die Ebene ausschütten. Aus den Feldern grüßten die Strohdümmen wie die blonden Köpfe von Landsmännern. Man hörte das Erntefingen der Dreschmaschinen und über den weiten Feldern lag noch ein Hauch

vom Dualm der gestrigen Kartoffelfeuer, wie ein Zurückdenken an köstlich gewesene Arbeit.

Wieschen blickte noch einmal um und sah die Berge wie brennend in ihrer Herbstfärbung. Als sie wieder gerade hinaus in die Ebene blickte, meinte sie zu wissen, die Berge hinter ihr seien zu Asche verbrannt. Das Dampfen der Kartoffelfeuer und das Erntesingen war auch in den Feldern zwischen den Bergen gewesen. So blieb das Mutterland dasselbe, nur die Menschen würden andere sein. Wieviel Freunde können einem aus fremden Menschen werden! Wieschen streckte die Finger, als wolle sie die neuen Freunde daran abzählen. Sie hätte neben dem Wagen hergehen und wandern mögen, um mit starken, schallenden Schritten allen Mut zu zeigen, der in ihr war. Als sie einmal, sich frei fühlend, hoch aufatmete und nicht mehr, wie sonst schon, ins Husten kam, meinte sie kräftig und gesund zu sein.

Die Herbstsonne, die in den Mittag rückte und der sie schräg entgegenfuhren, spann feine Fäden durch des Mädchens jetzt im Schoß gefaltete Hände. Matt wie ihre Wärme, zag und zart wie einer dieser leuchtenden hellen Sonnenfäden war auch das Leben des Wieschen. Aber ihre Hände waren stark und gefaltet, als hielten sie die lockeren Fäden fest. Es schien, als könne keiner entgleiten. So faßte sie ihr eigenes Leben an, mit solcher gleichen Stärke, so arbeitete sie mit der Innenkraft ihrer Seele an dem Gesunden ihres Leibes. Und so fuhr sie in die Ebene wie in ein neues Leben hinaus.



## Emil Rosenow

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg



Ist es wirklich ein Naturgesetz, daß der dramatische Genius sich rascher verzehrt als jeder andere? Von allen großen deutschen Dramatikern ist nur Grillparzer ins hohe Alter gekommen, die anderen sind alle auf der Höhe ihrer Bahn abgeschieden, und mehr als ein verheißungsvoller Schöpfer hat kaum die ersten Schritte auf dem Wege zum Siege zurückgelegt. Verzehrt das leidenschaftliche Zusammenschauen der Dinge, das vor anderen Dichtern der Dramatiker braucht, zu rasch die inneren Kräfte? Spannt die immer wieder plastisch arbeitende Einbildungskraft die Seele bis zu so unerträglicher Dehnung, daß immer wieder allzu früh der endgültige Riß aufklafft?